

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Badische Landes-Zeitung. 1870-1918 1899**

263 (8.11.1899) Badisches Museum, Nr. 3

# Badisches Museum

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.  
Beilage der „Badischen Landeszeitung“.

Nr. 3.

— Erscheint zweimal wöchentlich. —

8. Nov. 1899.

## Infognito.

Novellette von F. von Kapff-Essenther.

Nachdruck verboten.

Kurt v. Bennenwih lehnte sich behaglich in seine Kupee-Gete zurück und trank ein Glas Portwein nach dem andern, welches ihm auf dem bekannten Klappstisch am Fenster serviert wurde.

Dennoch war ihm eigentlich nicht behaglich zu Mute. Zwar, er hielt sich — ehrlich gesagt — für unwidersehrlich und bezweifelte nicht, im Handumdrehen den Goldfisch zu fangen, auf dessen Jagd er ausging.

Aber die ganze Sache war ihm unsympathisch.

Er war eine offene und vornehme Natur. Nun reiste er infognito, d. h. man konnte von seinen Schulden nichts ahnen, weil sein gültiger Onkel ihn mit Reisegeld so reichlich versehen hatte, daß man ihn für einen wohlhabenden Kavalier halten mußte, ja, auch noch den preussischen Offizier in ihm ahnen konnte.

Ueberhaupt, man reist im Grunde immer infognito. Es thut wohl, zu fühlen, daß man mehr sei, als die anderen Mitreisenden des D-Zuges. Ist man aber weniger, thut es auch wohl.

Wer hätte dem schneidigen Kurt sein Bedrängnis angemerkt? Zweimal schon hatte der ebenso ledige, als großmütige Onkel seine Schulden bezahlt. Nun aber hatte er dem Nefen einen Bink gegeben, wo eine reiche Braut zu finden sei. So reiste man denn an den Comosee.

„Hui,“ sagte Kurt zu sich selbst. „So zu sagen aus dem Hinterhalte den Bassa um den Nacken eines ahnungslosen jungen Weibes werfen, wie häßlich! Aber wahrhaft, es geht nicht anders. Warum auch hatten die „kleinen Mädchen“, die er geliebt, kein Geld? Warum waren die jungen, reizenden Frauen, die er so heiß begehrte, immer schon verheiratet? Warum hatte er sich nicht in eine richtige Kommerzienratstochter verlieben können? Wie einfach wäre das gewesen. Aber die Erbinnen wimmeln garnicht so herum, wie man es nach Romanen und Novellen glauben sollte.“ Als er in der „Pension du lac“ in Como ankam, war das Diner schon vorüber. Er ließ sich ein englisches Beefsteak braten und erfuhr inzwischen, daß seine Zutünftige mit ihrer Gesellschafterin anwesend sei. Wahrscheinlich befindet sich die Dame im großen Musiksalon, wo heute getanzt wurde, wie immer am Mittwoch. „Also eine Art von Reunion,“ dachte Kurt.

Nachdem er notwendig satt geworden, warf er sich in seinen hochseinen Gesellschaftsanzug. Von dem weltberühmten See hatte er bei der Ankunft nur ein silberblinkendes Eckchen gesehen, umschlossen von steilen, waldigen Höhen, irgendwo ein weißes Kirchlein. Am Comosee ankommen und garnicht an den See denken, es ist ein Skandal! Nochmals Hui! über diese Mitgitzjagd! Sonderbar, wie die Tanzgesellschaften in Kurzfällen und Pensionen einander ähnlich sehen!

Eine spärliche, dunkle Gruppe von Tänzern in der Nähe des kleinen Orchesters — eine Reihe junger Damen in koketten, hellen Toiletten auf Stühlen sitzend — zur Auswahl — dahinter auf einer Estrade die zahlreichen Herren und Damen, die nicht tanzen, sondern nur zusehen.

Kurt, der wie ein neuer Tänzer aussah, wurde vielfach bemerkt.

Er lugte scharf aus, die junge Dame, die er suchte, sollte etwas emancipiert sein — eine Sportlady, eine „Globe“-Trotterin. Sie reiste das ganze Jahr. Ach, wie unangenehm ihm das alles war. Sie hieß Irma v. Nagy und war die Tochter eines österreicherischen Kienstallbesizers, Wasse.

Nun aber hatte er sie — die Dame, die dort auf der Estrade allein an einem Tisch saß, in sehr ungezwungener Haltung, in einem sehr einfachen weißen Kleide, welches jedoch am Hals mit einer prachtvollen Brillantbroche verschlossen war. Als sie das Borleglas nahm, das, ananastuffend, neben ihr

stand, funkelte ein prachtvoller Solitär an ihrem Ringfinger: die war es!

Sie sah aus wie dreißig wenigstens, das Gesicht nicht uninteressant, aber mit ledernem Teint — vielleicht vom übermäßigen Sport — die Figur hager und eckig, das Haar farblos. Kurt seufzte.

Ja, sein altes Pech! Wenn eine Geld hatte und zu haben war, dann gefiel sie ihm sicher nicht. Aber was? Er konnte sich ja auch irren!? Also ran!

Er trat heran mit der kühnen Behauptung, schon in Wiesbaden die Ehre gehabt zu haben u. s. w.

Sie musterte ihn mit kühlem Lächeln, wobei er bemerkte, daß sie sogenannte Pferdebacken hatte, jene großen Vorberbacken, die den schönsten Engländern eigen sind. Jedenfalls sind sie immer echt, diese Backen.

Mit der Herablassung einer Königin sagte das Fräulein, daß er sich irre. In Wiesbaden sei sie nie gewesen. Auch tanze sie nicht.

„Es ist mir zu kindisch,“ sagte sie, „ich muß immer an den indischen Fürsten denken, der da meinte, er ließe diese anstrengende Arbeit durch seine Diener verrichten. Wenn Sie mit meinem „Fräulein“ tanzen wollen, so wird es mir sehr angenehm sein. Es ist ein liebes Mädchen.“

Kurt verbeugte sich, nahm Platz und belam ein Glas Bowle. Da war ordentlich Sekt drin. Es muß doch schön sein, so viel Geld zu haben!

Gleich darauf kam das „Fräulein“ am Arm ihres letzten Tänzers angeflattert; sie trug fast dieselbe Toilette, wie das „gnädige Fräulein“, nur ohne Brillanten, hatte eine ähnliche schlanke Sportfigur, nur weich und biegsam; ein hübsches, leicht gebräuntes Gesicht, glänzende Augen, Mauferbacken.

Kurt seufzte wieder. Warum war sie es nicht? Immer das alte Pech!

Er tanzte mit dem „Fräulein“, bis der letzte Geigenstrich verklungen war. Seit seiner ersten Leutnantszeit hatte er nicht so köstlich getanzt. Auch mußte er nun schon ihre ganze Lebensgeschichte. Ihr Vater hatte sich als Stallmeister im Dienste des Herrn von Nagy den Hals gebrochen. Die Tochter fand eine Verpflegung durch das „gnädige Fräulein“.

Dieses sah geduldig bei der Bowle. Fräulein v. Nagy sah es gerne, wenn ihre Gesellschafterin sich recht amüsierte. Das war ein reizender Zug von dem „gnädigen Fräulein“, welches übrigens eine Weltreise plante.

„Am besten ist es, morgen abzureisen,“ sagte sich Kurt, als er zu Bette ging. „sonst verliebe ich mich in dieses süße Mädel, die kein Geld hat.“ Am folgenden Tage jedoch änderte er seine Meinung.

Warum sollte er sich und dem armen „Fräulein“ nicht ein paar fröhliche Tage gönnen? Was hatte sie vom Leben, von ihrer Jugend und Schönheit? So um den Erdball geschleppt werden, das ist auch nicht gerade ein Vergnügen.

Und was stand ihm bevor? An den Pferdebacken des Fräulein v. Nagy hatte er wieder erkannt, daß er für eine Geld- und Vernunftheirat nicht geeignet war.

Das „gnädige Fräulein“ war ein Ideal in ihrer Art, das ließ sich nicht leugnen. Sie war so gültig zu ihrem „Fräulein“, denn schon am folgenden Abend erlaubte sie dem „Fräulein“, mit Herrn v. Bennenwih allein eine Bootsfahrt bei Sonnenuntergang zu machen. Ihr selbst machte das kein Vergnügen, weil es zu gewöhnlich war. Sie dachte an den Niagara und an die Nil-Katarakte. Und es war auch eine ganz gewöhnliche Wasserfahrt auf dem glatten See, während die Sonne eben ihre letzten rotglühenden Feuerfäden auf die leicht bebende Flut warf. Sehr hübsch, aber ganz alltäglich! Nur, daß Kurt sich bei dieser Gelegenheit vollends verliebte. Hoffnungslos, abgrundtief!

Und dieses Mädchen hatte kein Geld und war nicht einmal schön. Aber sie hatte so etwas an sich — eine strahlende Lebensfreude, ein köstliches Selbstbewußtsein, einen Sonnenstrahl im Auge, eine Frühlings-Sinfonie im Lachen!

„Gott beschütze mich,“ sagte er an diesem Abend zu sich selbst, wie ein einfältiges Kind, denn er liebte, wie er nie geliebt, und wußte nicht, was daraus werden sollte.

Am folgenden Nachmittag gab es wieder eine Aderpartie, diesmal bei grauem Himmel und schaumgekrönten Wellen.

Das „gnädige Fräulein“ war bei einer leichten Bowle auf der Terrasse der Pension sitzen geblieben. Und als die beiden, trotz des kühlen Wetters, mit glühenden Wangen zurückkehrten, saß sie mit unveränderter Miene auf demselben Fleck.

Kurt fühlte sich ganz belommen, denn das „gnädige Fräulein“ hatte doch nun einmal das Schicksal seiner Braut bis zu einem gewissen Grade in der Hand. Wie armselig war die „Verlorenung“, die er bieten konnte, gegen die bei der reichen jungen Dame, die niemals heiraten wollte. Sie befürchtete nämlich, nur wegen ihres Geldes genommen zu werden. Und Kurt meinte im Stillen, daß sie darin nicht Unrecht hätte.

Sein Schicksal war entschieden. Er hatte sich verlobt, wollte den Dienst quittieren und ein ganz einfacher, gewöhnlicher Arbeitsmann werden. Ja, er fühlte es ganz deutlich, daß dies seine eigentliche Bestimmung war. Seine Gläubiger mochten sich mit dem Dinkel abfinden, wofür dann Kurt auf jede Unterstützung verzichten wollte. Wie einfach war dies alles, und wie froh war er — die Witigst los zu sein!

Mit dem warmen, herzlichen Ton, den er für gewöhnlich nur mühsam verleugnete, erzählte er dies alles dem „gnädigen Fräulein“, während das „Fräulein“, strahlend vor Glückseligkeit, neben ihm saß.

„Das ist ja sehr schön von Ihnen,“ sagte Irma v. Nagy, „daß Sie ein armes Mädchen heiraten wollen — aber“

„Ich weiß alles, was Sie einwenden wollen, Gnädigste,“ unterbrach er indes, „ich freue mich, daß sie keine Witigst hat! — Es wäre mir eine unerträgliche Empfindung, eine Witigst zu heiraten. Ich bin mir ganz klar darüber.“

„Sie Armerster! Welche Enttäuschung für Sie, den edlen, waschechten Idealisten! Denn dieses arme Mädchen, das Sie grundsätzlich lieben, besitzt ein Barvermögen von 200 000 Mark. Gerade darum reiste sie so gerne incognito, um zu erproben, ob sie als armes „Fräulein“ geliebt werden würde!“

Es wurde dem armen Kurt etwas schwindlig. „Die Gnädigste — belieben zu scherzen,“ stammelte er. „Durchaus nicht,“ versetzte sie lakonisch, „nur müssen Sie das arme Kind schon so nehmen, wie es ist, mit dem Geldsack!“

Dabei lachte die wirkliche Irma v. Nagy — toll vor Glück und Freude. Denn bisher hatte die verkleidete Prinzessin keinen Bewerber gefunden, auf keiner Inognito-Reise! Zum erstenmale war sie geliebt worden, um ihrer selbst willen. Kurts Traum von der armen Braut zerfiel rasch. Die Spuren waren nicht schmerzlich. — Er ergab sich in das Unvermeidliche!

### Militärische Tagesfragen.

Die neuen Vorschriften der deutschen Feld-Artillerie.

(Nachdruck verboten.)

Der 1. Oktober d. J. hat für unsere Feld-Artillerie nicht nur eine Neuorganisation und die Aufstellung neuer Batterien, sondern auch die Einführung eines neuen Exerzier-Reglements und einer neuen Schieß-Vorschrift gebracht, über die bisher nur wenig in die Öffentlichkeit gelangt ist.

Schon die Einführung der Feld-Kanone C/96 hatte Änderungen in den beiden genannten Vorschriften notwendig gemacht, mit der Einführung der Feld-Haubize C/98 in die Bewaffnung der Feld-Artillerie aber wurde eine vollständige Neubearbeitung unerlässlich. Die deutsche Heeresleitung hat nun mit dem Prinzip des Einheits-Geschützes gebrochen und mit Rücksicht darauf, daß die Feld-Artillerie im nächsten Feldzug bei weitem mehr als in früheren mit dem Kampf gegen gedeckte Ziele, zumteil hinter sehr starken Deckungen zu rechnen haben wird, neben der Feld-Kanone C/96, auch die Feld-Haubize C/98 — drei Batterien bei jedem Armeekorps — eingeführt.

Die Vorschriften für beide sind in demselben Buch enthalten, weil die Offiziere ohne weiteres von den Haubiz- zu den Kanonen-Batterien und umgekehrt versetzt werden. Um aber die für jede einzelne Geschützart allein geltenden Bestimmungen schon äußerlich kenntlich zu machen, wurden die gemeinsam geltenden Angaben schwarz, diejenigen für die Kanonen blau und die für die Haubizen rot gedruckt, sodaß das neue Exerzier-Reglement äußerlich einen etwas ungewöhnlichen Eindruck macht.

Die leitenden Grundsätze, sowie die Bestimmungen über die Ausbildung ohne Geschütz haben keine Änderungen erfahren, umso mehr aber diejenigen am unbepannnten Geschütz, da die Feld-Kanone und die Feld-Haubize eine besondere Behandlung erheischen.

Beide Geschützarten schießen mit Granaten und Schrapnels. Doch kommen für die Feldkanonen hauptsächlich die Schrapnels in Betracht, während für die Haubizen die Granaten das Hauptgeschöß bilden.

Die Kanonenbatterien sollen gegen alle Ziele Verwendung finden, mit Ausnahme derjenigen, die durch starke Deckungen geschützt sind. Zur Beschützung von starken Deckungen und Dertlichkeiten dienen die Feldhaubizen. Benutzt werden dabei Granaten mit Aufschlagzündern mit Verzögerung, d. h. Granaten, die nicht beim Aufschlag freieren, sondern erst, nachdem sie in das Ziel eingedrungen sind, wodurch die Wirkung gegen tote Gegenstände bedeutend erhöht wird. Die Verwendung von Granaten mit Aufschlagzündern ohne Verzögerung, d. h. von solchen, die gleich beim Aufschlagen freieren, findet hauptsächlich beim Einschließen statt.

Die Feldhaubize soll nur ausnahmsweise Schrapnels versetzen und zwar, wenn sie zur Unterstützung der Kanonenbatterien in das Gefecht eingreift. Besonders wirksam kann der Schrapnel dieses Geschützes auf weitere Entfernungen werden, da er bis 5600 m, also 600 m weiter als die Feldkanone reicht. Allerdings hat der Streufegel dann eine verhältnismäßig enge Oeffnung.

Die Feldkanone kennt nur eine Schußart, den Flachbahnschuß, die Haubize dagegen kennt den Flachbahn- und den Bogenschuß. Letzterer findet nur beim Schießen mit Granaten Anwendung. Der Flachbahnschuß der Haubize wird nur mit der stärksten Ladung ausgeführt und gegen freistehende Ziele angewendet.

Die für die Feldkanone gültigen Schießregeln sind auch für den Schrapnelchuß und den Flachbahnschuß mit Granaten der Feldhaubize angenommen worden, weil bei diesen die Ladung feststeht und nur die Erhöhung zu ermitteln ist. Beim Bogenschuß dagegen muß zuvor auch noch die für die Entfernung passende Ladung gesucht werden. Da es sieben verschiedene Ladungen giebt, ist es klar, daß die Feldhaubize viel schwieriger zu bedienen ist, als die Feldkanone, und daß ihre Leitung die größte Aufmerksamkeit erfordert.

Eine Batterie von sechs Geschützen giebt im gewöhnlichen Feuer durchschnittlich vier bis sechs Schuß, im Schnellfeuer bis zu 50 Schuß in der Minute ab.

Da die Feldhaubiz-Batterien hauptsächlich für die erwähnten Sonderzwecke Verwendung finden sollen, so werden sie von vornherein nur selten wie Kanonen-Batterien benutzt werden, und deshalb zu Anfang eines Gefechts meist in der Reserve bleiben.

Die Batterie besteht fortan aus sechs Geschützen, sechs Munitionswagen, zwei Vorratswagen, je einem Lebensmittel- und Futterwagen, Offizier- und Vorrats-Pferden. Eingeteilt wird sie in die Geschütz-Batterie zu sechs Geschützen und drei Munitionswagen, in die „Staffel“ mit den anderen drei Munitionswagen und dem ersten Vorratswagen und in die „große Bagage“, bestehend aus dem Rest der Batterie. Anstelle der früheren zweiten Staffeln sind jetzt für je eine Infanterie-Division zwei, für eine Kavallerie-Division eine „leichte Munitions-Kolonnen“ getreten. Jede dieser Kolonnen besteht aus drei Sektionen zu je drei Zügen à zwei Munitionswagen. Zwei Sektionswagen enthalten Schrapnels und eine Granate. Auf dem Marsch folgen die „Staffeln“ abteilungsweise unter Führung eines Offiziers unmittelbar hinter der letzten Batterie ihrer Abteilung, die „leichten Munitionskolonnen“, in denen die Masse der Granaten zusammengehalten wird, unmittelbar hinter den feststehenden Truppen der Division.

Diese Einrichtung wird von allen Fachleuten als ungemein zweckmäßig bezeichnet, und die deutsche Feld-Artillerie nimmt seit dem 1. Oktober, sowohl was die Organisation als auch was die Geschütz-Ausrüstung betrifft, unter allen Artillerien den ersten Platz ein.

### Pariser Weltausstellung 1900.

Paris, Ende Oktober 1899.

Die Weltausstellung des Jahres 1900 muß die Philosophie und die Synthese des Jahrhunderts werden, sie muß gleichzeitig Größe, Schönheit und Anmut besitzen, muß Frankreichs hellen Genius wieder spiegeln und zeigen, daß er gegenwärtig, wie in der Vergangenheit, dem Fortschritt der Menschheit voranmarschiert.

Es war Alfred Picard, der Generalkommissär der Pariser Weltausstellung, der diese stolzen Worte sprach, bereit, für ihre Bewahrtheit seine Ehre einzusetzen, er, der Höchstkommandierende des ungeheuren Arbeiterheeres auf dem Marsfelde, der ziel- und siegesbewußte General, der das von ihm geleitete Riesenunternehmen bereits von der Ureole des Erfolges gekrönt sieht. Wer jedoch heute durch einen der vielen Eingänge der hellgrünen Bretterumgännung in das Ausstellungsgebiet eindringt, den durchwühlten, von künstlichen Bächen durchsickerten, sandigen Boden betritt und plötzlich mitten in dem unbefehrblichen Chaos der Baugerüste und Eisenkonstruktionen steht, im phantastisch verzackten Riesengebirge des Baumaterials und in der betäubenden Dissonanzorgie, in welcher Hammer, Säge, Spaten und Nadel die Instrumentierung übernommen haben, der wird im ersten, sinnverwirrenden Eindruck des Anfertigen leicht an der Möglichkeit der Verwirklichung jener Worte zweifeln wollen. Aber das Chaotische des Werden, welches als Ausdruck des emporsteigenden Lebens schon an und für sich eines großartigen Reizes nicht entbehrt, bietet noch überdies die Eigentümlichkeit, daß sich aus ihm vor den Blicken des Wissensdürstigen nach und nach immer deutlichere Formen, immer erstaunlichere Schönheits-

linien herausgehoben. Durch die gigantischen Holzgitter hindurch blinken die weißen Steinmassen der aufsteigenden Mauern, der emporwachsenden Säulenreihen; hellgrüne und ziegelrote Nischenbögen verschlingen sich kunstvoll zu imponanten Wölbungen, wo sich das Starke mit dem Feinen paart und durch die aus Eisen geformten Spitzenmuster das strahlende Tageslicht hereindringt.

Eine ganz neue Stadt erhebt sich hier aus der Erde, zu beiden Seiten des Seineflusses, eine Stadt der Kunst und des Luxus, der Arbeit und des Vergnügens, der Wissenschaft und des Fortschritts. Und wie gewaltig ihr Umfang! Die Champs Elysees mit dem großen und kleinen Palais, die Alexanderbrücke und die Invaliden-Ebene, dann diesseits und jenseits der Invalidenbrücke, der Alma- und der Jena- brücke, das ganze Marsfeld links und das Trocadero-Gebiet rechts von der Seine! Von dem Entrachtplatz bis zum Quartier Saint-Germain, von Saint-Germain bis Grenelle, von Grenelle bis Passy und von Passy wieder zurück zum Entrachtplatz — so weit erstreckt sich das Ausstellungsgelände, wo der große Weltjahrmart zum Abschiedsfeste des Jahrhunderts seine Pavillons, Karawanenzelte und Zaubergärten entfallen wird.

In der klaren durchsichtigen Luft eines jener schönen, sonnenhellen Herbsttage, an denen Paris so reich ist, wirkt der Gesamtanblick all dieser der Vollendung entgegenreisenden Werke und der um sie waltenden Geschäftigkeit ungemein großartig. Doch der Blick forscht weiter, er will die Nebel der Zukunft durchdringen und zu bestimmten Zeichnungen gelangen, der Geist möchte den Zweck ergründen, der Form den Inhalt geben und die Räume im voraus schon mit den erwarteten Wundern menschlicher Schaffenskraft füllen. Und siehe da! Auch diesem Verlangen wird Befriedigung; das physische und geistige Auge hat auf dem mauer, aber auch reichlichen Wege bereits Übung erworben. Es untersteht zunächst am rechten Ufer von einem Säulengang symmetrischer Pfeiler eingefaßt die Ursprünge der Gärtnerei, Aus- stellung und der Vergnügungsorte, wo ungeachtet aller Verbote einer strengen Sittenkommission, welche die „berühmte“ Pariser Fröhllichkeit vom Ausstellungspalast verbannt, in allen Sinnes- genüssen reichlich geschwelgt werden wird. Hier ragen das Ufer entlang die Siebel und Türmchen des „Alten Paris“ steil in die Luft und verheißen das täuschende Wiederaufleben einer interessanten Vergangenheit. Den imponanten, aber etwas strengen Anblick der Maschinenhalle soll der phantastische Bau des Wasserfalls mit seinen, im elektrischen Lichte zauber- reich erstrahlenden Springbrunnen verschönern. Im Trocadero- garten führt der vielgerühmte Romanier René de Pont-Neuf im Auf- trage der Kolonial-Delegation seinen interessanten Plan aus, das französische Indien mit seinen Sitten und Gebräuchen, seinem religiösen, künstlerischen, industriellen und familiären Leben an das Seine- ufer zu verpflanzen. Den Mittelpunkt bildet die materische Wä- schen- u- pagode, die einer der Hauptangelpunkte der Ausstellung werden dürfte. Solcher „Clous“ wird es auf dem Ausstellungspalast gar viele geben, und das Publikum dann als höchste Jury, nicht durch offiziellen Ausspruch, sondern durch größten Jubel, bestimmen, welcher dieser „Clous“ als der „Clou aller Clous“ zu betrachten sein wird. Sodann soll als modernes Gegenstück zu dem erwähnten Alt-Paris eine „Straße in Paris“ in einer Reihe von prunkvoll ausgestatteten Etablissements die allerneuesten Erfindungen der raffinierten Künstlerphantasie zusam- menfassen. Durch Höhe und Originalität ragt aus dieser Gruppe der Turm des Wunderbaren, ein Werk des Architekten Sauvoyne, hervor. Unter dem beschreibenden Namen eines „Schwioeigerdors“ bietet das vom poetischen Zauber vom magnetischen Reiz seiner Naturähnlichkeit umwehte und seines im Kleinen verwirklichten Freiheitsideals ver-klärte Gebirgsland eine zusammenfassende Synthese aller jener Eigentümlichkeiten, welche seine Originalität ausmachen. Die künstlerische Wänschelrute der Architekten Henneberg und Al- lemand aus Genf zaubert hier auf einer Fläche von 21000 qm die echte Schweiz hervor, mit ihren schneebedeckten Bergespitzen, ihren Wasserfällen, Weidewäldern, altertümlichen Bauten, Stroh- hütten, ihren materiellen Kostümen, ihrem ganzen Leben und Wesen.

Wendet sich aber der unerfährliche Blick dem linken Flußufer zu, dann tritt ihm die lange Flucht der ausländischen Pavillons entgegen, deren höchster Punkt seinem unklaren Herumschweifen sofort Halt gebietet. Dieser dominierende Punkt ist der 80 m hohe Turm des Deutschen Hauses, das, nach dem vom Bauminister Radtke ent-worfenen Plane im Stile deutscher Renaissance gebaut, bereits fast voll- endet dasteht. Und der über alle Nationalbauten emporstrebende Deutsche Turm ist symbolisch für das ganze Auftreten Deutschlands auf der Welt- ausstellung von 1900. Deutlicher denn je wird es bei dieser großen Meerchau der friedlichen Kämpfer jutage treten, daß das Land, welches im Kriege stark geworden, durch den Frieden groß zu werden verstand. Diese Tatsache der ganzen zivilisierten Welt ad oculos zu demonstrieren, das ist das Ziel, zu dessen Erreichung 3000 deutsche Industrielle mit dem Aufgebot gewaltigen Wissens und Könnens, sowie mit Geld- opfern, die schon jetzt auf 20 Mill. Frs. zu schätzen sind, unter der Oberleitung des kaiserl. General-Kommissars Geh. Rat Richter ein- ander die Hand geboten. In großen, 15 Gruppen umfassenden und je in besonderen Pavillons untergebrachten Kollektiv-Ausstell- ungen wird sich vor dem bewundernden Blicke ein, auf wissenschaftlichen Grundlagen geschaffenes vollständiges Bild der deutschen Industrie ent-rollen. Unter den nicht minder imponanten Einzelausstellungen dürfte sich das Hauptinteresse den, in der großen Maschinenhalle installierten vier Dampfmaschinen zuwenden, welche mit einer Kraft von 7500 Pferdestärken ausgestattet und nebst einer ebenfalls von deutschen Firmen gestellten Kesselgruppe an der Licht- und motorischen Kraftlieferung für die Ausstellung zum großen Teil beteiligt sein werden. Die bereits begonnenen Fundamentierungsarbeiten und die besagten Dynamos entzogen einem französischen Wertmeister das aufrichtige und begeisterte Zugeständnis, er sei „hölz an einem solchen Werke teilnehmen zu können“. Zum Zwecke der in kurzem zu erfolgenden Montage wird in der „Galerie des trentes metres“ ein, von der Firma Fiohr in Berlin gelieferter Eisenbahn von 26 m Spannweite und einer Tragfähigkeit von 25 000 kg montiert und

— hier hat Deutschland noch vor Eröffnung der Ausstellung einen Sieg errungen — dieser Eisenbahn soll auch bei der Montage aller in dieser Galerie befindlichen englischen, amerikanischen und belgischen Maschinen Verwendung finden. Die Einzelheiten, die ich der lebenswürdigen Ge- fälligkeit des Herrn Generalsekretärs Franke verdanke, mögen dem Leser einen Vorgeschmack von all den Ueberraschungen geben, die Deutsch- land auch auf anderen Gebieten, namentlich auf denjenigen der Kunst und des Kunstgewerbes vorbereitet und die ebenso viel charakteristische Züge zu dem Bilde seiner wirtschaftlichen Größe liefern werden.

Mit der Vollendung und Uebergabe der Einzelbauten und in dem Maße, wie die entsprechenden Einrichtungs- und Ausstattungsarbeiten heranreifen, muß sich eine reiche Quelle interessanter Mitteilungen er- öffnen. Es wird unsere Aufgabe sein, in denselben nicht nur die historische Entwicklung, die sich auf dem ungeheuren Gebiete mensch- licher Arbeit im letzten Jahrzehnt vollzogen hat, klar und faßlich vorzu- führen, sondern auch einen Ausblick auf die Geisteserrungenschaften der Zukunft zu bieten und so die Pariser Weltausstellung in ihrem wahren Charakter, als machtvoll intonierte und hoffnungsfreudig ausstrahlende Schlusssymphonie jener Rieseneppöe, die sich Civilisation des 19. Jahr- hunderts nennt!

### Verchiedenes.

Ein Theaterzettel. In der „Straßburger Post“ veröffent- licht ein Mitarbeiter seine Kollektion komischer Theaterzettel. Die Perle der Sammlung ist jedenfalls folgende Bühnen-Affiche, die im Jahre 1882 in einem kleinen sächsischen Dorfe angehängt wurde:

Heute, Dienstag, aufzuführen zum Vortheil der Gesellschaft allhie Das Schmutzfächchen oder der Weg zu Hergen!

Ein Sauphil (!) in fünf Akt, von Rozeburg, Dichter. Die Musik von Richter und Mozard allda.

Person!

Baton Durlach, ein guter Mann . . . Herr M. Amalie, sein Gadin, jung . . . Frau S. Die alte plauschette Landrätin . . . Frau B. Graf Gelingner, Schwalid . . . Herr B. Christiana, rührender, alter Diener . . . Herr M. Advogad Bauermann, komisch . . . Herr P. d. ä. Sohn, Kammer . . . Herr P. d. j.

Die Handlung spielt im Deater. Gelibtes Publikum!

Dieses Stück hat sogar in Wien und Berlin gefallen und ist auf alle große Deater gefallen, denn es ist lustigen Temperaments, die muß sie auch Bejfall finden, weil es Lustig ist und die alld Landrätin Vieles blaust und rüdet dabei. Auch ist Moral da- bei. Preis der Plätze um 6 Uhr und mit Schlag Uhr angefangen. Die Gesellschaft allhie.

Reglementierung der Frauen- und Kinderarbeit. Der französische Handelsminister Millerand, der am 22. Okt. d. J. den Industriellen eine 14tägige Frist gewährt hatte, innerhalb welcher diese sich den Vorschriften des Gesetzes vom 2. November, betr. die Beschränkung der Arbeitszeit für Frauen und Kinder, zu fügen hätten, hat in einem Rundschreiben an die Präfekten eine Frei- erfirredung bis zum 1. Januar 1900 gewährt. Er fordert die Prä- fekten nachdrücklich auf, die Verfügungen, nach denen die Kinder unter 16 Jahren höchstens zehn Stunden täglich und die Arbeiter und Arbeiterinnen von 16 bis 18 Jahren höchstens 60 Stunden per Woche und 11 Stunden täglich beschäftigt werden dürfen, mög- lichst bekannt zu machen.

Ein echtes Schildbürgerstückchen. Am 19. Oktober wurde in Gegenwart des Pariser Stadtrates der erste Abschnitt der unter- irdischen Pariser Stadtbahn zwischen der Place de la Nation und dem Boulevard Diderot feierlich eröffnet. Was das Publikum aber nicht weiß, ist die Thatsache, daß diese Einweihung des ersten fertigen Teils der Stadtbahn einige Tage früher hätte stattfinden können und daß eine ganz andere am entgegengesetzten Ende der Stadt beim Bois de Boulogne gelegene Sektion der Stadt- bahn für diese Ceremonie in Aussicht genommen worden war. Leider hatten sich diesem Plane Hindernisse in den Weg gestellt, die eine weitere Verbreitung verdienen. Der zehnte Abschnitt der Stadt- bahnarbeiten zwischen der Place Victor-Hugo und der Porte-Dauphine war einem Unternehmer anvertraut worden, der gleichzeitig ein be- rühmter Ingenieur ist. Die Arbeiten waren hier nämlich besonders schwierig, weil in hartem Fels geschafft werden mußte; aber diese Schwierigkeiten überwand der Ingenieur, der Wege- und Eisenbahn- bauten in Chile geleitet hatte, mit spielender Leichtigkeit und sein Abschnitt ging sogar am schnellsten der Vollendung entgegen, sodaß er am 15. Oktober, mehr als zwei Monate vor dem ihm gestellten Termine, fertig war. Vor der feier- lichen Einweihungszeremonie lud er die Ingenieure der Stadt, die die Pläne der Stadtbahn entworfen hatten, zu einem Studien- gange durch seine Sektion ein. Im Verlaufe desselben vermochte der Obergeringieur der Stadt eine große Verblüffung nicht zu ver- hehlen. „Selbst! Höchst seltsam!“ rief er mehrere Male aus. Der Unternehmer nahm das für eine Schmeichelei und sagte, das wäre ja nicht so außergewöhnlich. „Oh doch“, erwiderte der Ober- ingenieur. „Aber inwiefern denn?“ — Der Obergeringieur wurde

etwas verlegen, sagte dann aber frei heraus: „Sagen Sie mal, lieber Kollege, wie denken Sie denn über die Möglichkeit des Herabsteigens der Passagiere?“ — Die Ingenieure hatten nämlich auf ihren Plänen ganz und gar die zu der Untergrundbahn herabführenden — Treppen vergessen!... Deshalb konnte die Sektion Place Victor-Hugo Porte-Dauphine nicht der Ehre teilhaftig werden, als zuerst fertiggestellte feierlich eingeweiht zu werden. Das hindert aber den Unternehmer nicht, die Prämie, die für die vorzeitige Fertigstellung der Arbeiten ausgeschrieben war, einzustreichen. Außerdem müssen selbstverständlich die vergessenen Treppen nachgebaut werden; das kostet noch 150 000 Frs. extra.

**C Von einem eingepökelten Erbonkel** erzählt der Pariser „Figaro“ eine merkwürdige Geschichte. Ein reicher Kaufmann in Cincinnati, der sich dem Ende nahe fühlte, hielt es für seine Pflicht, Testament zu machen. Er war Fabrikant von Pökelfleisch und wollte auch nach dem Tode das Interesse zeigen, das er für sein Geschäft hegte. Er ordnete daher in einer Klausel seines Testaments an, daß nach seinem Tode sein Körper in Salz gelegt und, regelrecht eingepökelt, im Geschäft aufbewahrt werden sollte. Man darf sich wohl fragen, was seine Erben gethan hätten, wenn sie Europäer gewesen wären, aber sie waren Amerikaner und zögerten keine Minute. Hier muß bemerkt werden, daß der Kaufmann einer von jenen beliebten Leuten war, die man in Deutschland „Erbonkel“ nennt, und deren letzter Wille immer gewissenhaft respektiert wird. Seine Erben ließen also einen Metallfarg anfertigen, legten den originellen Onkel hinein und pökelten ihn nach allen Regeln der Kunst ein. Dann bewahrten sie ihn so auf, wie nach der Leichenverbrennung die Asche eines teuren Toten aufbewahrt wird. Das amerikanische Blatt, das diese Historie berichtet, garantiert für die „Richtigkeit“ und nennt sogar ohne weiteres den Namen des eingepökelten Onkels und seiner Firma, jedoch man an eine neue, sinnreiche Art von Reklame denken könnte. Aber das wäre eine sehr schlechte Reklame, die nicht geeignet ist, die Kundenschaft anzulocken. Bei dem Verkauf von Pökelfleisch kann leicht ein Irrtum vorkommen, und ein alter Onkel mit Sauerkraut — wir wollen den Gedanken lieber nicht ausdenken!

**\* Carmen Sylvas Palast.** Königin Elisabeth von Rumänien, deren Vorurteil gegen alle Neuerungen nur schwer zu bekämpfen ist, hat jetzt endlich in ihrem prächtigen Palast Pelesch durchweg elektrische Beleuchtung anlegen lassen. Bis dahin diente sie die blendende elektrische Helle nur in der bei großen Festlichkeiten benutzten Speisehalle und in dem Empfangssaal. Jetzt weisen aber auch das Boudoir und die übrigen Privatgemächer der Fürstin allerlei seltsam geformte, eigenhändig von ihr entworfene Blumen aus weißem und farbigem Kristall auf, aus deren Kelchen es glüht und schimmert. Schloß Pelesch, der Lieblingsaufenthalt der königlichen Dichterin, ist ein wahrer Märchenpalast. Die gesamten Dekorationen im Innern zeugen von dem künstlerischen Geschmack und Talent Carmen Sylvas. Gemeinsam mit ihren beiden Vertrauten Helena Bacaresco und Mlle. Hüb, einer begabten Malerin, schmückte Königin Elisabeth die Räume in den Sälen und Zimmern mit Malereien und Versen, beides natürlich nur „eigenes Fabrikat“. Der Speiseaal ist ganz besonders prächtig dekoriert. Auf den hohen Stülken von schwarzem Holz prangen künstlerisch ausgeführte Gemälde, die einzelne Szenen aus den hauptsächlichsten Werken — Romanen, Novellen und Balladen — der erlauchten Autorin veranschaulichen. Dunkles Corduanleder bildet die untere Wandbekleidung und den Bezug der Stühle und Sessel. Der Raum erhält sein Licht durch hohe bunte Glasfenster, auf deren Scheiben Hofbälle, Hochzeits-Banketts und fürstliche Feste dargestellt sind. Die Herrin des Schlosses liebt es nicht, wenn sich ihre Gäste in dunkler Kleidung zeigen. Ebenso wie sie selbst fast nur Weiß trägt, wünscht sie auch, daß ihre Umgebung helle, freundliche Farben wählt. Sie zieht jede Uniform dem schwarzen Gesellschaftsanzug vor und sieht einen Mann lieber im fantastischen Maskentostüm als im tadellosen Frack. Als Pierre Loti Schloß Pelesch einen Besuch abstattete, ließ ihm die Königin eine Stunde vor dem Diner sagen, daß sie hoffe, er habe es nicht veräumt, sich mit einigen recht eigenartigen Kostümen zu versehen. Loti, der für alles Exzentrische schwärmt, verstand den Wink und erschien rechtzeitig bei Tafel in dem Gewande eines Pharaos. Dieser Einfall kam selbst Carmen Sylva etwas gewagt vor, und sie sah sich genötigt, strenge Blicke umherzuwerfen, um ihre Damen und sogar die Lakaien zu veranlassen, ihre Nachlust zu unterdrücken.

**\* Griechische Nachsucht.** Homerische Schlachten zwischen ganzen Familien, die tagelang andauern und unausbleiblich den Tod mehrerer der Beteiligten zur Folge haben, sind in Griechenland durchaus keine ungewöhnliche Erscheinung. Seltener aber schon ist der jetzt vor dem Athener Gericht verhandelte Fall, wo die Weigerung eines Mädchens, aus der einen Familie in eine andere hineinzuheiraten, nicht nur das Verderben des Mädchens selbst, sondern auch seiner sämtlichen Angehörigen zur Folge hatte. Die Familie, die sich für beleidigt erachtete, bewaffnete sich mit Knütteln, überfiel ihre ahnungslosen Beleidiger des Nachts im Schlafe und schlug die aus acht Personen bestehende Familie

nieder, den alten Großvater und das jüngste Kind in der Wiege nicht ausgenommen.

**≡ Anschlag gegen ein britisches Kriegsschiff.** Die New-Yorker „Evening World“ brachte — wie aus New-York unter dem 2. November telegraphiert wird — ein Aufsehen erregendes Telegramm aus Halifax, nach dem Mittwoch abend der Versuch gemacht worden wäre, das britische Flaggschiff „Crescent“ des nordamerikanischen Geschwaders in den Grund zu bohren. Ein Boot, das sich dem Schiff näherte, feuerte, wie es heißt, gegen den Kreuzer einen zylindrischen Gegenstand ab. Ein Rutter wurde sofort niedergelassen, um das Boot zu verfolgen, dem es aber gelang, zu entkommen. Donnerstag sandten nun Taucher in der Nähe des Hinterbodes des Kriegsschiffes ein Torpedogeschöß, das an einem Kabeltau befestigt war, welches, als man es weiter verfolgte, zu dem Brack des mysteriösen Bootes führte, das mittlerweile untergegangen sein mußte. An Bord des Bootes befand sich eine elektrische Batterie.

**\* Goldlager auf Formosa.** Wie der „Japan Herald“, ein zuverlässiges anglo-japanisches Blatt, berichtet, haben die Japaner reiche Goldlager auf Formosa entdeckt und sich mit Eifer an die Ausbeute derselben gemacht. Das edle Metall befindet sich sowohl in den Alluvialschichten wie im Bette von fließenden Strömen und zwar in hervorragendem Reichtum. Sowohl freies Gold, wie chemisch gebundenes kommt vor, und zwar wird der goldführende Quarz durch vollkommen moderne Maschinen bearbeitet; man hat aus dem Auslande die Hochwerke eingeführt, aufgestellt und in Betrieb gesetzt, während die Ergebnisse zur Bestellung von weiteren umfangreichen Anlagen ermutigt haben.

**≡ Chinesische Frauen.** Ein eigentümlicher Zug im Charakter der chinesischen Frauen ist ihre Verachtung des Lebens, oder besser, die Gleichgültigkeit, mit der sie um geringfügiger Ursachen willen in den Tod gehen. In chinesischen Chroniken und im täglichen Leben von heute finden sich unzählige Beispiele dafür. Das Motiv der sogenannten unglücklichen Liebe scheint dabei merkwürdigerweise gar keine Rolle zu spielen und immer fast liegen die Motive zum Selbstmord chinesischer Frauen in verletztem Ehrgefühl. In einzelnen Provinzen des himmlischen Reiches herrscht jetzt noch die Sitte, daß Witwen freiwillig dem verstorbenen Manne in den Tod nachfolgen. In Fujien kündigte kürzlich eine Witwe an, daß sie sich an einem bestimmten Tage erhängen werde. Daraufhin wurde ein Schaffot aus Bambusstäben in der Nähe eines Dorfes errichtet und alle Nachbarn und Freunde der Frau beteiligten sich mit Geld oder mit ihrer Hände Arbeit an der Errichtung des Galgens. Niemandem fiel es ein, ihr abzuraten, oder den Versuch zu machen, ihr Leben zu retten, und pünktlich zur angelegten Stunde erhängte sich die Frau, mit ihren besten Kleidern angethan, in Gegenwart ihrer Freunde und Verwandten, sowie einer zahlreichen Menschenmenge, die nichts als Anerkennung und Bewunderung für die Frau äußerte.

### Herbststimmung im Walde.

Das ist ein Schweigen wie am Sterbebett,  
Wenn langsam löst der Tod die milden Glieder,  
Kein Laut, kein Ruf, zu heilig ist der Ort,  
Nur leise flüstert's: „Sehen wir uns wieder?“  
Wo sind die Kinder, die dein Licht erstreut,  
Die Blumen und die Säger auf den Bäumen?  
Verwelkt, verweht! — Nur du, mein armes Herz,  
Du läßt es nicht dein Hoffen und dein Träumen.  
Schöpf im November. F. Sch.

### Bücher und Zeitschriften.

\* Stuh, U., Was bedeutet der Uebergang zum Christentum des B. G. B. für die evang. Kirche, insbesondere Badens? Preis 60 Pf. (Freiburg i. Br., F. C. B. Mohr (Paul Siebeck)). — Die Stadterweiterung unter volkswirtschaftlichem Gesichtspunkt. Von Dr. P. Kettich, 2. bebild. Gemeinderat und Vorstand des Statistischen Amtes der Stadt Stuttgart. (Stuttgart, Hoffmannsche Buchdruckerei). — Guy de Maupassant, „Tag- und Nachtgeschichten“. (Aus dem Französischen von F. Gräfin zu Krentlow, Umschlag, Zeichnung von Adolf Münzer. Preis geb. 2.50 M. Eleg. geb. 3.50 M. (Verlag von Albert Langen in München). — Kobelant, E. Dr., Die hygienische Ausbildung des Offiziers, in Taschenformat gebunden, Preis 2.25 M. (Straßburg i. El., W. Feurich). — Der soziale Staat im Staate. Von Johannes C. Carolin. Zweite Auflage. (Leipzig, Wilhelm Friedrich). — Lehrbuch der kaufmännischen Propaganda im besondern der Anzeige und Reklame-Kunst. Praktischer Ratgeber für Kaufleute, Zeitungsverleger, Annoncen-Acquisiteure u. s. w. Von F. Kellen. (Verlag der Handels-Akademie Leipzig.) Preis geb. 2.75 M. — Volkswirtschaftliche Studien aus Rußland von Dr. Gerhart Schulze-Gävernitz. (Leipzig, Duncker und Humblot). — Hausindustrie und Heimarbeit in Deutschland und Oesterreich. I. Band. Süddeutschland und Schlesien. (Leipzig, Duncker und Humblot). — Im Goldene. Schauspiel in 5 Aufzügen. Von Richard v. Wilpert. (Leipzig, Oswald Nuga.)

Verantwortlicher Redakteur: Felix v. Eckardt in Karlsruhe.

Druck und Verlag der Badischen Landeszeitung, G. m. b. H., Firschtstraße Nr. 9 in Karlsruhe.